

Eidgenosse im Brokat

Der Schweizer Lyriker und Meistererzähler Conrad Ferdinand Meyer stellte im 19. Jahrhundert die bange Frage nach dem Ende aller Gewissheiten. Zu seinem 200. Geburtstag gehört er wieder gelesen.

Ronald Pohl

Zeitgenossenschaft praktizierte Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) bevorzugt inkognito. Seine Figuren steckte der neben Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf wichtigste Schweizer Erzähler des 19. Jahrhunderts in Renaissancekostüme. Keller, mit dem ihn herzliche Abneigung verband, verglich die stofflichen Qualitäten von Meyers Prosa mit Brokat. Unüberhörbar bleibt darin das Abschätzige: Den allermeisten Novellen des Zürcher-See-Dichters eigne schwüle Überladenheit.

In der Tat nicht fremd ist Meyers Erzählkunst Altertümelndes. Ein Zug hin zur Historienmalerei, verbrämt mit dem treuerzigen Eifer eines Kulissenschiebers. Blickt man tiefer hinein in den *Jürg Jenatsch* (1874) oder, viel früher schon, in *Das Amulett* (erst 1873 vollendet), gewahrt man indes Glanz und Elend des Historismus. Man sieht in den Novellen einen Gefährdeten am Werk, hektisch bemüht, die Fliegen des Nihilismus mit dem Samthandschuh zu verscheuchen.

In nichts scheint der Begriff des „Psychologischen Realismus“ gerechtfertigt, wenn man an Meyer denkt. Im Gegenteil, ein von Pietisten bis aufs Blut gepeinigter Spross des Industriezeitalters verhandelt sein eigenes Elend. Im genannten *Jenatsch*, eigentlich ein kleiner Roman, schwillt das Porträt eines „Bündner“ Politikers, hineingesetzt in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, zum Epochenbild an.

Widerstreit der Kräfte

Gemeint ist nicht allein helvetischer Eigensinn. Beschränkt darauf, bliebe C. F. Meyers Ausstrahlung lokal. Gewiss, dieser verschmitzt von allen Fotos Grinsende war Sohn eines Zürcher Regierungsrates, der nachmals die Tochter des Stadtpräsidenten und Patriziers Paul Carl Eduard Ziegler ehelichte. In seiner Person kumulieren widerstreitende Kräfte, Partikel und Elemente moderner Eidgenossenschaft. In letzter Konsequenz beunruhigten Meyer mächtigere Verkörperungen des Weltgeistes. Er malt im *Jenatsch* das Porträt des Machtpolitikers; dabei nimmt er unverkennbar Otto von Bismarck, den Kanzler der deutschen Einigung, in den Blick.

C. F. Meyers eigenes Schicksal steht unter dem doppelten Unstern von Zwang und Zwingli. Die exaltierte Frömmigkeit der Mutter – sie ging später ins Wasser – bürdet dem Heranwachsenden ein beschämendes Fantasieverbot auf. Man betont in diesem Milieu die Heils- und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen; Buße und Bekehrung werden in die Schläuche der Gemeinnützigkeit gepumpt. Bald plagen Einbildungen den Hochsensiblen, bedrängen ihn wie „Wegelagerer“.

Meyer, dem die „Mucker“ in seiner Umgebung recht von Herzen zuwider sind, wird

windelweich geprügelt. Man steckt ihn oben drein in die Nervenheilanstalt, wo er wiederum von Pietisten und Sektierern sekkirt wird. In seiner Not schließt er sich mit der Schwester („Betsy“) zusammen, mit ihr bildet er eine lebenslange Produktionseinheit. Prompt sagt man den Geschwistern Meyer nach, in ihren Adern flösse Wälsungenblut. Ein Unding, denn in des Bruders Dichtungen obwaltet das strengste aller Gesetze: jenes, wonach man das Begehren abwehrt, so ferne man es nicht verklausulieren kann.

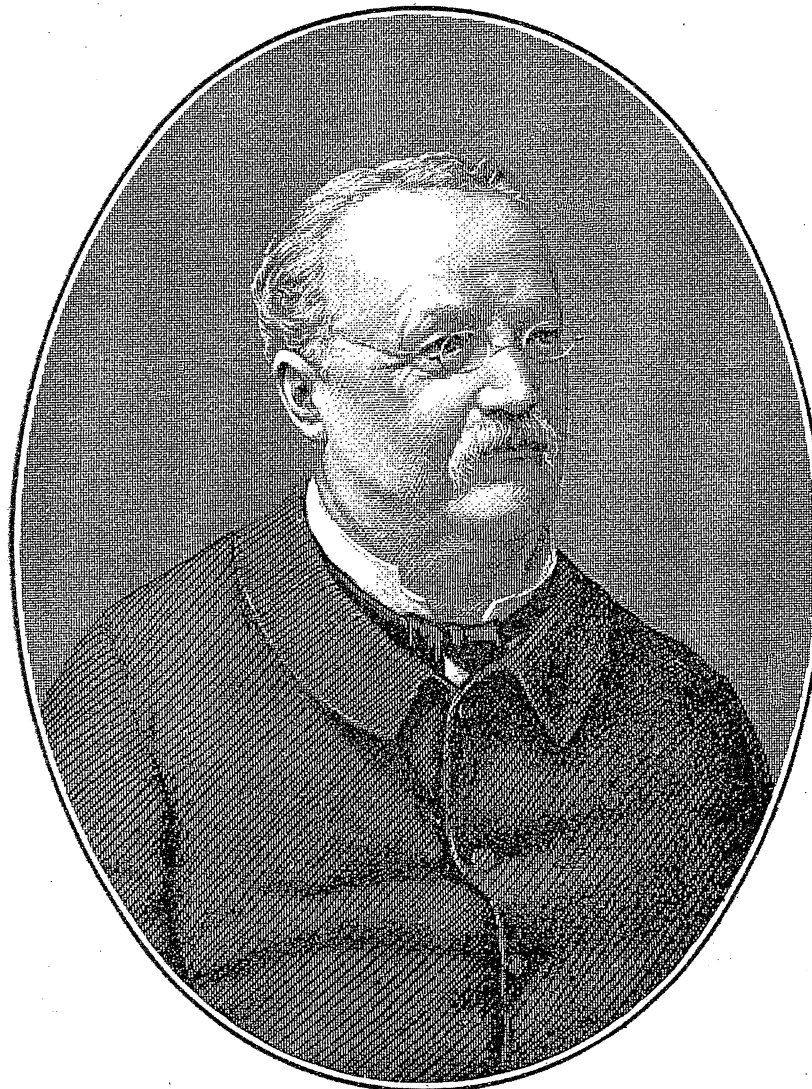
Titan der Schlichtung

Auch in seiner Lyrik ist dieser Titan der Maßhaltung um Schlichtung, um Stillstellung bemüht. Wer saß nicht schon über den Versen des *Römischen Brunnens*, fassungslos angesichts der bändigenden Kraft, die ein paar Jamben entfalten können: „Aufsteigt der Strahl und fallend gießt / Er voll der Marmorschale Rund (...)“. Bewegungsenergie wird gespeichert, Meyer konvertiert sie in Poesie. Törichte Fußnoten bleiben gelegentliche Ausflüge ins Politfach. So, wenn er aus Anlass des Krieges 1870/71 den „Deutschen Schmied“ an den Amboss kettet und selbst den deutsch-nationalen Prahlhans mimt: „Den Erzfeind trifft der zweite Schlag, / Dass er sich nimmer rühren mag.“

Unbestechlicher ist der Erzähler. Die forsche Aufmüpfigkeit der Weltverbesserer bleibt Meyer suspekt. Sein eigentliches Feindbild ist nicht die Fratze des Despotismus, sondern, wie Brecht wusste, der letztmögliche aller Gesellschafter: das blanke Nichts. Wer jemals den Aberwitz von *Die Hochzeit des Mönchs* (1884) zu Ende bedacht hat, die fliegenden Kostümwechsel, die Ausflüge in die Bezirke des Wahns, der wird in Conrad Ferdinand Meyer den Verbündeten entdecken. Der die Ketten von Kultur und Moral umso enger um die eigenen Gelenke schließt, je freier er zu sein wünscht. Der just dann Religionskritik treibt, wenn er den Bußfertigen mimt.

Gottes unergründliches Wirken sieht dem Walten blinden Zufalls entsetzlich ähnlich. So, wenn es in *Das Amulett* ausgerechnet das Medaillon der Heiligen Jungfrau ist, das einem fechtenden Protestanten das Leben rettet. Am Horizont des korpulenten Kauzes vom Zürichsee sieht man den Zarathustra Friedrich Nietzsches spuken. Meyer, geboren am 11. Oktober 2025, verschied 1898 in „geistiger Umnachtung“. Sein eigenes Zeitalter war ihm vielleicht über den Kopf gewachsen. Sein erzählerisches Renaissance-Theater harret seiner Wiederentdeckung. Diese ist jede Mühewaltung wert.

Philipp Theiso, „Conrad Ferdinand Meyer. Schatten eines Jahrhunderts“. Biografie. € 38,- / 544 Seiten. Wallstein-Verlag, Göttingen 2025



Conrad Ferdinand Meyer

Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) verarbeitete in seiner überwiegend novellistischen Erzählkunst die Erfahrung des Nihilismus.